Der Wald in der bündnerischen Kulturgeschichte

Autor(en): **Pieth, Friedrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **- (1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **04.02.2016**

Persistenter Link: http://dx.doi.org/10.5169/seals-397482

Nutzungsbedingungen

Mit dem Zugriff auf den vorliegenden Inhalt gelten die Nutzungsbedingungen als akzeptiert.
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die angebotenen Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungshinweisen und unter deren Einhaltung weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://retro.seals.ch

Der Wald in der bündnerischen Kulturgeschichte[1]

Von Friedrich Pieth, Chur

Das vertraute Bild unserer Landschaft wird weitgehend bestimmt durch die Berge, die Gletscher, Flüsse, Seen und Wälder. Es wäre aber ein Irrtum, annehmen zu wollen, daß dieses Bild immer dasselbe gewesen sei. Durchgreifende Änderungen haben sich an ihm vollzogen. Teils erfolgten sie unter dem Einfluß der Naturkräfte, die unablässig am Werke sind. Anderseits griff aber auch der Mensch in die physischen Verhältnisse seiner Umgebung, die er zu seinem Wohnsitz gestalten wollte, ein. Der Umfang und die Verteilung des Waldes und dessen Rolle in unserem Wirtschaftsleben sind dadurch stark beeinflußt worden. Ich möchte versuchen, dies durch einige historische Tatsachen, vorwiegend aus unserer Bündnergeschichte, zu belegen.

Das Gebiet der heutigen Schweiz war in prähistorischer Zeit und auch noch zur Zeit der Römer ein Waldland[2]. Waldfrei waren neben den Hochgebirgsregionen die Sümpfe und Überschwemmungsgebiete. Aber selbst diese dürften von Erlen und Weiden besetzt gewesen sein.

Siedlung und Rodung

In dieses unberührte Naturbild griff der Mensch mit starker Hand ein, zuerst von unten. Als Bauer brauchte er Terrain für Wohnsitz, Wies- und Ackerland. Und zwar besiedelte er zweifellos die sonnigen Terrassen und Mulden der Abhänge, bevor er in die Talböden hinabstieg. Dann rodete er von oben her; denn mit der Entwicklung der Viehzucht bedurfte er der Alpviehweide. Er schlug diese in die günstigsten Plateaux und Mulden der obersten Waldzone. Und endlich hieb der Bauer aus dem Herzen des mittleren, unteralpinen Waldes seine Maiensässe oder Cuolms heraus. So schildert Pater Karl Hager in seinem Werk über die Verbreitung der wildwachsenden Holzarten

[1] Dieser Aufsatz ist die weitere Ausführung eines Vortrages, der anläßlich der Jahresversammlung des Bündnerischen Forstvereins in Flims am 30./31. Mai 1948 gehalten und im Organ dieses Vereins «Aus dem Bündner Wald», Dezember 1948, abgedruckt wurde.

[2] E. Brückner, Die schweizerische Landschaft einst und jetzt. Rektoratsrede. Bern 1900.

die Entstehung des heutigen Landschaftsbildes im Bündner Oberland[3], und in dieser Reihenfolge mag sich der Rodungsprozeß auch im übrigen Teile des Landes abgespielt haben. Ein Rundblick von erhöhtem Standort auf die benachbarte Landschaft zeigt ferner mit größter Regelmäßigkeit, daß sonnige und ebene Flächen, Mulden und Terrassen auf die Ansiedler die größte Anziehungskraft ausgeübt haben. Daher waltet im allgemeinen bis auf den heutigen Tag an den Süd-, West- und Osthängen der Landwirt, auf den Nordhängen dagegen der Forstmann[4].

Begonnen wurde die Rodungsarbeit auch bei uns sicher schon in prähistorischer Zeit. Die erfolgreiche Siedlungsforschung von Kreisförster W. Burkart hat das unwiderleglich dargetan[5], und zwar konnte Burkart eine Siedlungstätigkeit im Gebiet des heutigen Kantons Graubünden bereits vor zirka 4000 Jahren nachweisen[6]. Das Holz zur Aufrichtung ihrer primitiven Wohnbauten holten die Siedler aus dem benachbarten Wald. Das Kulturland, das sie als Bauern benötigten, rangen sie ebenfalls dem Walde ab. Gelang es nicht, die dicken Stämme mit den primitiven Werkzeugen zu fällen, so wird man sie entwurzelt oder — wie später — angezündet haben. Brandrodung blieb seit Jahrtausenden überall die übliche Art, Acker-, Wies- und Weideland zu gewinnen[7].

15 v. Chr. eroberten die Römer auch Rätien. Sie trafen in unseren Tälern eine alteingesessene Bevölkerung und kultiviertes Land an. Erstaunt waren sie ob den ausgedehnten Wäldern, die sie diesseits der Alpen vorfanden und von denen ihre Schriftsteller düstere Schilderungen entwarfen. Die Römer waren von Italien her an eine andere Waldwirtschaft gewöhnt. Sie pflanzten das nötige Holz in beträchtlicher Menge auf den Privatgütern, neben Weinbergen, Obst- und Gemüsegärten, Ölplantagen, Wiesen und Getreidefeldern. Die Bäume standen nicht in dichten Wäldern, wie wir sie kennen, sondern in Baumgruppen über das ganze Land verteilt, eine Waldwirtschaft, die

[3] K. Hager, Die Verbreitung der wildwachsenden Holzarten im Vorderrheintal. Bern 1916. Seite 53.

[4] A. Bühler, Der Wald in der Kulturgeschichte. Öffentliche Vorträge (Band 8). Basel 1885. Seite 18.

[5] W. Burkart, Zwölf Jahre Urgeschichtsforschung in Graubünden. Im Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, 1939.

[6] W. Burkart im Bündner Jahrbuch 1945.

[7] A. Bühler, a. a. O., Seite 6.

ein italienisches Klima voraussetzt. Die Rodung unserer Wälder mußte daher den Römern als ein Gebot der Kultur erscheinen.

Wie weit sie in Graubünden in den rund 400 Jahren der römischen Herrschaft vor sich ging, entzieht sich unserer Kenntnis. Zu ausgedehnt darf man sie sich nicht vorstellen. Für die Römer war Rätien wichtig wegen der Durchzugswege und als Schutzwall gegen die Germanen, aber nicht als Siedlungsland. Wo sich die Römer hier niederließen, taten sie es im Anschluß an bereits bestehende Ortschaften. Das Inventar der Bodenfunde, die dürftigen Reste römischer Hausbauten und das fast völlige Fehlen von Inschriften weisen auf ein ununterbrochenes kulturelles Weiterleben der vorrömisch-rätischen Bevölkerung auch in der Römerzeit hin. Burkart konnte dies bei der Untersuchung römischer Kalköfen auf der Luziensteig überzeugend nachweisen[8]. Hält man im Wortschatz des bodenständigen Bauern Umschau, so trifft man zwar häufig auf die Kreuzung vorrömischer und römischer Sach- und Sprachüberlieferung. Diese sagt uns aber nur, daß die Bevölkerung von den Römern etwa die Bezeichnungen land- und alpwirtschaftlicher Gegenstände wie auch Orts- und Flurbezeichnungen übernahmen; anders wäre deren lateinischer Ursprung nicht zu erklären.

Als das römische Imperium in Trümmer fiel, siedelten sich in der Schweiz die Alemannen an, aber nicht in Städten, die die Römer hinterließen. Dem Wohnen in Städten waren die Alemannen abgeneigt. Sie haben solche zerstört. Am liebsten ließen sich die Alemannen sippenweise auf einzelnen Höfen in ausgedehnten Feldmarken nieder. Das war aber nur auf Kosten des Waldes möglich. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Alemannen einen großen Teil der deutschen Schweiz durch Rodung und Brennkultur urbar machten. Allenthalben begegnen uns Flur- und Ortsnamen, wie Rüti, Schlatt, Schwendi, Schwanden, Schachen, Wald, Loh u. a. In Tälern, an Seen, Bächen und Brunnen werden die Siedler auch offene Gebiete vorgefunden haben[9]. Daß z. B. um alle größeren und kleineren Seen die Rodung des Waldes zur Erstellung der Pfahlbauten und Kulturlandgewinnung schon in der Pfahlbauzeit erfolgte, bezeugen Überreste

---

[8] K. Keller-Tarnuzzer, Römische Kalköfen auf der Luziensteig, im Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, 1937.

[9] J. Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1. Auflage) I, 19.

von Feldfrüchten und Küchenabfällen, die in den Pfahlbauten zum Vorschein gekommen sind. Im großen und ganzen aber wurde die deutsche Schweiz in den ersten Jahrhunderten nach der Römerherrschaft neu kultiviert.

Der Fortschritt der Rodung läßt sich im einzelnen nicht nachweisen. Dagegen steht fest, daß die schweizerischen Pfarrdörfer des ehemals fast die ganze deutsche Schweiz umfassenden Bistums Konstanz im Jahre 1274 beinahe alle schon bestanden haben. Diese Feststellung gestattet den Schluß, daß der Wald im schweizerischen Mittelland schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf seinen heutigen Umfang beschränkt war[10].

Wie stand es damit in Graubünden? So wenig als für die übrige Schweiz läßt sich der Fortgang des Rodungsprozesses für Graubünden einzeln belegen. Immerhin gewähren uns vorhandene alte Geschichtsquellen, wie das Tello-Testament von 765, das berühmte Reichsgutsurbar aus dem 9. Jahrhundert und spätere Urkunden wertvolle Aufschlüsse.

Bekanntlich schenkte Bischof Tello 765 auf den Zeitpunkt seines Ablebens seinen eigenen und seines Vaters Grundbesitz von Sagens bis hinauf nach Somvix dem kurz vorher gegründeten Kloster Disentis. Die Aufzählung des geschenkten Besitzes läßt erkennen, daß die Gruob mit ihrer Umgebung schon im 8. Jahrhundert Kulturland war. Von Ilanz bis Somvix bestanden 765 bereits alle heutigen Ortschaften. Um drei Großhöfe in Sagens, Ilanz und Brigels gruppierte sich der ganze Grundbesitz an Äckern, Wiesen, Weinbergen und Obstgärten. Man gewinnt den Eindruck, daß die Kulturwirtschaft dort seit jener Zeit so ziemlich die gleiche geblieben ist, die Landschaft vor tausend Jahren also das gleiche Bild darbot wie heute[11].

Auffallend ist das gänzliche Schweigen jener alten Dokumente des 8. und 9. Jahrhunderts über gleichzeitige Kulturanlagen in den Talböden Disentis, Tavetsch und Medels. Hier an der Pforte zum Lukmanier und an der Oberalp erstand Mitte des 8. Jahrhunderts die Klostersiedlung, die Tello so reich beschenkte. Dieser Klosterniederlassung mit ihren bäuerlichen Kloster-

---

[10] A. Bühler, Der Wald in der Kulturgeschichte. Seite 13.

[11] P. Iso Müller, Die Schenkung des Bischofs Tello an das Kloster Disentis 765. Im Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, 1939.

leuten war es vorbehalten, jene damals noch tief bewaldeten Talstufen an den wichtigen Bergübergängen aufzuschließen und für die Besiedlung vorzubereiten. Der Name Disentis, der im 8. Jahrhundert erstmals belegt ist[12], wird von Desertina, «Einöde», abgeleitet. Wildnisse, wie sie in den obersten Talgeländen des Vorderrheintales damals noch bestanden, galten in fränkischer Zeit als königliches Eigentum. Prof. Purtscher[13] spricht in seiner Studie über die Geschichte des Vorderrheintales im Mittelalter vom «Desertiner Wald». Die Annalen des Klosters erzählen, daß der fränkische Herzog Karl Martell auf seinem Zuge nach der Lombardei dem Kloster eine große Schenkung gemacht habe. Diese kann kaum in etwas anderem als in dem großen Disentiser Forst bestanden haben. In der Tat pflegten die fränkischen Herrscher geistliche Stiftungen an Paßübergängen zu beschenken, aber sicherlich nicht allein um ihres Seelenheiles willen, sondern damit die Wälder gerodet werden. Die Rodung jener Talgelände seit dem 8. Jahrhundert wird belegt durch Namen wie Selva (Silva) «Wald», Salaplauna «Ebenwald», Lucus magnus = Lukmanier «großer Wald», Bugnei «Birkenwald», und durch die vielen Runc, Runca, Runcalia[14].

Überhaupt sei hier bemerkt, daß die Orts- und Flurnamen, wie sie nun im rätischen Namenbuch von R. v. Planta und A. Schorta gesammelt worden sind, jetzt eine Hauptquelle für die Rodungs- und Siedlungsgeschichte bilden. Schorta hat dies jüngst in einem Aufsatz[15] durch eine Reihe von Beispielen trefflich beleuchtet. Er sagt uns, daß der Name Daleu auf das lateinische taeduletum zurückgehe und noch im 13. Jahrhundert nichts anderes war als das romanische Tuleu «Föhrenwald», der einst in der Nähe der Stadt Chur an der Stelle des heutigen Friedhofes gestanden habe. Auf der Schanfigger Sonnenseite an der Waldgrenze kommt der Name Maselva vom lateinischen summa silva «oberster Wald» oft vor, was die Annahme ge-

---

[12] P. Iso Müller, Klostergeschichte I, 12.

[13] F. Purtscher, Studien zur Geschichte des Vorderrheintales im Mittelalter. Im Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, 1911. Seite 239.

[14] P. Iso Müller, Disentiser Klostergeschichte I, 12 f. — L. Joos, Die Walsersiedlungen vom 13. bis 16. Jahrhundert und ihre Siedlungsgebiete ... In Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, 1946. Seite 300.

[15] A. Schorta, Das Gesicht der alpinen Landschaft im Spiegel der Flurnamen. Separatabdruck aus der Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich XCIII (1948), Seite 88/89.

stattet, daß die obere Waldgrenze ums Jahr 1000 dort stand, wo man sie noch heute antrifft. Die Namen Sielva (in der Talsohle zwischen Müstair und Sta. Maria, wo das Spital steht), ferner Silvaplana, Mezzaselva, die alle vom lateinischen silva «Wald» herkommen, sagen uns, daß sich da einst ungerodete Wälder vorfanden. Die Ortsnamen Pignia, Panix, Pany leitet Schorta alle von pinetum «Tannenwald» ab, was bedeutet, daß sich in diesen Orten einst noch ungerodete Wälder ausbreiteten. Die Namen Somvix, Sufers, Sur bezeichneten einst «die oberste Gemeinde» ihres Tales. Die obersten Talstufen des Hinterrheintales, des Oberhalbsteins und Vorderrheintales waren demnach im ausgehenden Altertum wohl noch so gut wie unbesiedelt. Das Gebiet von Churwalden trug vor der Klostergründung (zirka 1164) den Namen Aschera, der sich von Ascher «Ahorn», lateinisch acer, herleitet. In silva augeria, also im «Ahornwald», stand dort 1149 eine der Maria geweihte Kirche. Das sind einige Hinweise auf die Ausbeute, die wir vom II. Band des Namenbuches auch mit Bezug auf die Forst- und Rodungsgeschichte erwarten dürfen[16].

Zu den am frühesten gerodeten Gebieten des Bündner Oberlandes gehört zweifellos auch Flims. Die sonnige Mulde in der Nähe des Dorfes mit dem vom Segnesbach angeschwemmten fruchtbaren Boden mußte zur Rodung und Ansiedlung förmlich auffordern. 765 vermachte Bischof Tello dem Kloster Disentis eine Ronca in Flims. Im Reichsurbar von 831 erscheinen zwei Flimser Kirchen, darunter die St. Martinskirche als Hauptkirche, um die sich schon lange vor 831 eine Niederlassung gebildet haben muß. Eine Filiale von St. Martin war die Simplicikirche der Walsersiedlung zu Fidaz. Die Kirchen standen im Besitz des königlichen Eigenklosters Pfäfers. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Rodung des Flimser Territoriums vom Kloster Pfäfers ausgegangen ist. Das Kloster war da bis zur Reformation der reichste Besitzer an Grund und Boden, Rechten und Einkünften, die 1526 von den Flimsern ausgekauft wurden. Im 14. Jahrhundert haben Walser im Einverständnis mit dem Kloster als Grund- und Territorialherrn das noch wenig gerodete Gebiet der späteren Höfe

[16] E. Poeschel, Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden II, 216. — Vgl. auch die beiden Karten bei Weiß R., Volkskunde der Schweiz, Seite 264, auf denen die Rodungsarbeit der Romanen in Graubünden im frühen und diejenige der Walser im späten Mittelalter dargestellt ist.

auf Scheia und Fidaz als freie Lehen gerodet und in Besitz genommen. Sie besaßen in der Talmulde von Bargis eigene Alpen und griffen von hier aus ins Calfeisen-, Tamina- und St. Margretental hinüber. Das Kloster behandelte sie als freie Bauern und befreite sie von allen jenen Abgaben, die auf den Leibeigenen lasteten[17].

Die Churer Flur, d. h. die angebaute Churer Landschaft, hatte nach einer ebenso interessanten wie gründlichen Flurnamenstudie Dr. Schortas[18] schon um 1300 die Ausdehnung erlangt, die sie heute besitzt. Überall ist die Grenze des nicht anbaufähigen Steilhanges gegen den Wald hin erreicht. Nur auf dem Schuttkegel der Valparghera und beim Fürstenwald blieben noch große Gebiete außerhalb des gerodeten Bodens, Gebiete, die infolge der Tobelausbrüche immer wieder unter Schutt gelegt wurden. In der Ebene zwischen der Stadt und dem Calanda (am Rhein) fehlen alle Namen. Hier befand sich eine ausgedehnte unbebaute Fläche, die von Erlenwäldern, von Schilf und Sandbänken bedeckt war, ein ausgesprochenes Ödland. Erst nach der Regulierung des Rheines konnte dieses Gebiet sukzessive urbarisiert und kultiviert werden, während es früher immer wieder überschwemmt wurde. Die Rodung auf Churer Gebiet war also im wesentlichen wohl schon zu gleicher Zeit abgeschlossen wie im schweizerischen Mittelland, um das Jahr 1300.

Dasselbe hat Dr. R. Kirchgraber für die Vier Dörfer nachgewiesen. Auch hier waren die Sayser Terrasse und die Schuttkegel, auf denen Zizers, Trimmis, Untervaz und Igis liegen, schon im 14. Jahrhundert gerodet und kultiviert, während die Talsohle erst nach der Rheinregulierung in das Kulturland einbezogen werden konnte[19].

Es kann als sicher angenommen werden, daß die Rodung im größten Teile unseres Kantons Ende des 13. Jahrhunderts abgeschlossen war, mit einer Ausnahme, und diese Ausnahme bildeten die Walsersiedlungen.

---

[17] L. Joos, Die Walsersiedlungen vom 13. bis 16. Jahrhundert und ihre Siedlungsgebiete. In Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, 1946. Seite 307 ff., mit Kartenskizze. — Über den Auskauf der Pfäferser Besitzungen und Rechte in Flims vgl. H. Bertogg, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinden am Vorder- und Hinterrhein, 1937. Seite 105 ff.

[18] A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jahrhundert. Eine Flurnamenstudie, 1942.

[19] R. Kirchgraber, Das Gebiet des ehemaligen Hochgerichtes Vier Dörfer. In Mitteilungen der Geographisch-ethnographischen Gesellschaft Zürich, 1921/22.

Gerade um die Zeit, da die Rodung im schweizerischen Mittelland und in den tieferen Lagen unseres Kantons aufhörte, leiteten die Herren von Sax-Misox und die Freiherren von Vaz mit der Ansiedlung von Walliser Söldnern eine Bevölkerungsbewegung ein, welche die absterbende Siedlungs- und Rodungstätigkeit in Gebieten des heutigen Graubünden neu belebte. Freilich erschloß diese, wie ältere romanische Orts- und Flurnamen beweisen, nicht ganz unbesiedelte Gebiete. Dagegen wurde die Kulturfläche durch Rodung und Urbarisierung erweitert.

Von diesen Walsern und ihrer Ausbreitung in den höheren Regionen Graubündens ist in den letzten Jahren oft die Rede gewesen. Ich beschränke mich deshalb darauf, daran zu erinnern, daß diese Kolonisation im 13. Jahrhundert im Rheinwald und in Davos begonnen hat. Vom Rheinwald aus wurden dann im folgenden Jahrhundert Vals, Safien, Tschappina und Mutten besiedelt, von Davos aus Klosters und andere Gegenden des Prätigaus (St. Antönien, Valzeina, Furna), ferner Langwies, Praden, Runkalier, Grida, der Churwaldner Berg, auf Maienfelder Gebiet Stürvis, Guscha, Vatscherinerberg. Nachgewiesen ist jetzt, daß Walliser auch über die Oberalp ins Vorderrheintal eingewandert, dort Walsern der anderen Einwanderungswelle begegnet sind und sich auch im romanischen Siedlungsgebiet ausgebreitet haben[20]. Daß die Kolonisation in allen diesen Gebieten vielfach auf Kosten des Waldes gegangen ist, ist unbestreitbar; Flurnamen wie Reute, im Brand, im Gebrannten, Brandegga, Runk, Runkalier usw. sind in dieser Beziehung unmißverständlich[21].

Wie tragisch sich diese Kolonisation in einzelnen Gebieten auswirkte, lehrt das obere Avers. Das Seltsame und Eindrucksvolle an diesem Talgelände ist die völlige Waldlosigkeit. Diese ist aber nicht naturbedingt. Früher erstreckten sich meilenweite Arvenwälder von Campsut bis über Juf hinaus. Erst die im 14. Jahrhundert einwan-

---

[20] P. Iso Müller, Die Wanderung der Walser über Furka und Oberalp und ihr Einfluß auf den Gotthard. In Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, 1936, Nr. 4. — L. Joos, Die Walserwanderungen vom 13. bis 16. Jahrhundert und ihre Siedlungsgebiete, Einzelhöfe und Niederlassungen in schon bestehenden romanischen Siedlungen gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Graubünden, St. Gallen und Liechtenstein. In Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, 1946. Seite 289 ff.

[21] E. Meyer-Marthaler, Die Walserfrage. Der heutige Stand der Walserfrage. In Zeitschrift für Schweiz. Geschichte, 1944, Nr. 1.

dernden Walser rodeten sie, getrieben vom Verlangen nach mehr Weide, so gründlich, daß heute auf drei Stunden auch nicht mehr ein Zweiglein zu finden ist. Die paar verlorenen Arven am Hang gegenüber Cresta werden wie ein Augapfel gehütet und sind nur ein etwas wehmütiger Gruß ehemaliger Herrlichkeit. Für das Tal hat die Waldlosigkeit schwere Folgen gehabt. Erstaunt steht man vor mumienhaft braunen Häusern, an denen kaum ein Sparren ausgewechselt werden kann, und mehr als nur volkskundliche Merkwürdigkeiten sind die Turbenstöcklein aus Stallmist, die statt der Holzbeigen unter den Fenstersimsen aufgeschichtet sind.

Das obere Avers ist kein Einzelbeispiel. Überall im Alpenland kann man auf nie vernarbende Kulturwunden stoßen. An sich ist die ungeheure Zähigkeit, mit der frühere Jahrhunderte den Bergen Kultur- und Weideland abrangen, ergreifend. Aber es ist doppelt erschütternd, zu sehen, wie die Eroberung unter dem verschuldeten Einbruch elementarer Gewalten sich allmählich wieder in Wildnis zurückverwandelt. Von solchem Schicksal erzählen die obern Lagen des Heinzenbergs (Tschappina), weite Alpen im Tavetsch, die Hänge im Urserntal und der Kessel von Stalla[22].

Meine Ausführungen über die Siedlungs- und Rodungstätigkeit zusammenfassend, möchte ich sagen, daß diese um das Jahr 1400 in der Hauptsache abgeschlossen war. Ausdehnung und Verteilung der Waldfläche dürften seither in Graubünden dauernd und in größerem Ausmaß keine Änderung erfahren haben.

(Schluß folgt)

[22] Hans von Berlepsch, Regiefehler der Kultur. In Neue Zürcher Zeitung, 1937, Nr. 674.